

# Karl Witte und seine Aufzeichnungen über Pestalozzis Schicksale und innere Entwicklung

Autor(en): **Witte, K.G.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **18 (1897)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917557>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Pestalozziblätter.

---

XVIII. Jahrg. No. 3. Beilage zur „Schweiz. pädagog. Zeitschrift“. Sept. 1897.

---

Inhalt: Karl Witte und seine Aufzeichnungen über Pestalozzis Schicksale und innere Entwicklung. —  
Nachtrag zu den Pestalozzifeiern in der Schweiz 1896 (11/12. Januar).

---

## Karl Witte und seine Aufzeichnungen über Pestalozzis Schicksale und innere Entwicklung.

### I.

Zu den eigenartigsten Persönlichkeiten, die mit Pestalozzi in vorübergehende Beziehungen getreten sind, gehört der *Prediger Witte aus Lochau*. Morf in seinem Werke „Zur Biographie Pestalozzis“, Bd. III S. 134—144, erzählt, wie derselbe im Frühjahr 1804 zu Pestalozzi kam, dann zunächst in einem Schreiben an die „Hallesche Allgemeine Literaturzeitung“, nachher in einer gesonderten Broschüre „Bericht an S. königl. Majestät von Preussen“ über Pestalozzi und die bei ihm gewonnenen Eindrücke referierte, wie diese Veröffentlichungen im Pestalozzischen Kreise zuerst günstig beurteilt, kurz darauf aber als so bedenklich angesehen wurden, dass Pestalozzi selbst in der „Jena'schen Literaturzeitung“ dagegen auftrat und auch an Witte direkte briefliche Erläuterungen und Berichtigungen sandte. In der Anmerkung auf S. 141 sind dann zwei Blätter mit solchen „Berichtigungen“, die sich auf Wittes Angaben beziehen, zum Abdruck gelangt.

Ob diese „Berichtigungen“, welche ohne allen Zweifel von Pestalozzi selbst ausgehen, an Witte abgesandt wurden, wie Morf annimmt, wissen wir nicht. In der Form, in der sie Morf abgedruckt hat, entsprechen sie genau einer Kopie von unbekannter Hand aus dem Niedererschen Nachlass, die nicht mit allzugrosser Sorgfalt nach eigenhändigen Aufzeichnungen Pestalozzis gemacht zu sein scheint. Aber sie enthalten Notizen und Andeutungen, die für die Erforschung von Pestalozzis Lebensgang von hohem Werte sind.

Nun ist aber die Schrift, zu welcher sie gewissermassen Randbemerkungen bilden, eben Wittes „Bericht“, ein höchst selten gewordenes Büchlein, und doch hängt manches in diesen Randbemerkungen ohne sie für den Leser in der Luft (z. B. „S. 24. Das Gelegenheitsgedicht ist schon lange verloren“). Schon aus diesem Grunde schien es mir geraten, wenigstens den *historischen* Teil der Schrift Wittes, auf den sich Pestalozzis Bemerkungen fast sämtlich beziehen, mit diesen letztern zum Abdruck zu bringen, mochte er auch noch so sehr „Wahrheit und Dichtung“ enthalten.

Bei näherer Prüfung zeigte sich indes, dass das Verhältnis zwischen diesen beiden Faktoren trotz der notorischen Oberflächlichkeit, mit der Witte in der Redaktion seiner Aufzeichnungen zu Werke ging, keineswegs so ungünstig ist, als ich angesichts einiger Äusserlichkeiten (z. B. der Misshandlung des Namens „Tschiffeli“) und angesichts der Korrekturen Pestalozzis ursprünglich annahm.

Eine ganze Reihe geschichtlicher Vorgänge aus Pestalozzis Lebensgang erhält hier schon, mehr als 20 Jahre „vor dem Schwanengesang“, indirekt aus Pestalozzis Munde Bestätigung und Beleuchtung (Begegnung mit dem Unterlehrer, vgl. Pestalozziblätter 1896 S. 15, Anzeige der Unordnungen im Alumnat, vgl. Pestalozzistudien I 21 ff., Bestrebungen Bluntschlis und Pestalozzis, in die Zunftwahlen mehr Ernst zu bringen, S. 181, 185 u. s. w.); der Brief Pestalozzis an Witte im Eingang ist unfraglich echt und nicht ohne Interesse; und die Stelle S. 43 Z. 22 ff. scheint auf eine bisher verborgene Lücke im biographischen Material zu deuten.<sup>1)</sup> So darf Wittes Bericht schon um seines eigenen Inhaltes willen bei all seiner Unvollkommenheit neben den Aufzeichnungen von Nicolovius und Henning, welche ja auch keineswegs von Missverständnissen frei sind, zur Ergänzung unseres biographischen Wissens über Pestalozzi nicht ausser Acht gelassen werden.

\*            \*            \*

Bei der Wichtigkeit der autobiographischen Bemerkungen Pestalozzis zu Wittes „Bericht“ und der notorisch geringen Qualität der Kopie, in der sie uns erhalten sind, wäre es natürlich von hohem Interesse gewesen, die eigenhändigen Aufzeichnungen Pestalozzis zur Stelle zu bringen. Herr Pastor *Seyffarth* in Liegnitz hatte schon vor zwei Jahren die Güte, auf meinen diesfalls geäußerten Wunsch bei dem Enkel Wittes Nachfrage zu halten, ob sich vielleicht in Wittes Nachlass jener Brief mit Einlagen noch vorfinde. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist Wittes Nachlass gänzlich vernichtet; infolge der unseligen Zerwürfnisse, in welche der alte Witte später durch seinen Starrsinn mit seiner Gattin und seinem Sohne geriet und von denen der Aufsatz „Ein wunderbares Jugendleben; Erinnerungen an Karl Witte“, in der Zeitschrift „Daheim“, Jahrgang 1883, S. 567 ff. nähere Kunde gibt, ist nicht das Mindeste aus dem Besitz des alten Herrn an seinen Sohn übergegangen. Lange blieben auch alle meine Versuche, über den ältern Witte, abgesehen von jener Erzählung im „Daheim“, etwas Näheres zu erfahren, völlig erfolglos; erneuerten Bemühungen von Seyffarth und Wittes Enkel gelang es in diesem Herbst, wenigstens Geburts- und Todesdatum des auch für seine Familie verschollenen Grossvaters mir zu verschaffen:

Karl Gottfried Heinrich Witte, geb. 8. Oktober 1767  
gest. 1. August 1845.

Meine Hoffnung, an Hand des Todesdatums schliesslich über Wittes Lebensgang noch zu zusammenhängenden Notizen zu gelangen, ward fast wider Erwarten schon im ersten Anlauf mit Erfolg gekrönt.

\*            \*            \*

---

<sup>1)</sup> Die Annahme, es liege ein Druckfehler („Veranlassung“ statt „Veranlagung“) vor, ist wohl durch die Anmerkung Wittes, die von einem Unfall redet, ausgeschlossen; aber auch die durch Überanstrengung veranlasste (typhöse?) Krankheit Pestalozzis 1767 an sich bietet kaum eine ausreichende Begründung der Ausdrucksweise Wittes,

Im „Neuen Nekrolog der Deutschen“ (23. Jahrgang 1845. Zweiter Teil. No. 186, S. 655 ff.) fand sich nachstehender Artikel:

Dr. Karl Heinrich Gottfried Witte,  
geb. den 29. Okt. 1795,<sup>1)</sup> gest. den 1. Aug. 1845.

W. ist der zu Anfange dieses Jahrhunderts vielgenannte Vater des Professor Dr. Karl Witte, der in seinem 16. Lebensjahre die Würde eines Doktors der Rechte zu Heidelberg ehrenvoll erwarb. Er war zu Pritzwalk in der Priegnitz geboren, hatte von Natur Neigung und Fähigkeit zum Jugendunterricht empfangen und 4 Jahre lang (1792—1796) der Erziehung der Kinder in dem Hause des Freih. v. Salis-Tagstein in Graubündten vorgestanden. Im Jahre 1796 erhielt er das Pfarramt zu Lochau bei Halle und verheirathete sich mit einer höchst geistvollen und gebildeten Märkerin, welche als „Malvina“ mehrere Gedichte in Symansky's „Leuchte“ und in den Freimüthigen für Deutschland lieferte und als Gesellschafterin der Prinzessin Friedrich von Preussen, geb. Prinzessin von Anhalt Bernburg in Düsseldorf lebte. — An seinem Sohne Karl wollte er den Beweis liefern, wie ein wohlberechneter und wohlgeleiteter Unterricht die menschlichen Kräfte bald und vielseitig zu entwickeln im Stande sei. Der Versuch gelang und die ausgezeichnetsten Pädagogen mussten die einfache Methode billigen, nach welcher der achtjährige Knabe sechs lebende und todt Sprachen, sowie eine Menge von Realkenntnissen sich angeeignet hatte. Nach mehreren wohlbestandenen Prüfungen zu Leipzig und Dresden wurde der Knabe als Student zu Leipzig immatrikulirt und eine Zahl von Bewohnern dieser letzteren Stadt legte die jährliche Summe von 550 Thalern zusammen, um es dem Vater möglich zu machen, dem Sohne auch auf der Universität nahe zu sein. Die damaligen Zeitverhältnisse machten zunächst den Besuch einer westphälischen Universität rathlich und der Pastor W. begleitete seinen Sohn, nachdem er von seinem Pfarramt ehrenvoll entlassen worden war und eine jährliche Pension von 2,000 Franks zugesichert erhalten hatte, im J. 1810 zunächst nach Göttingen, dann nach Heidelberg, Giessen u. s. w. Vom Jahr 1816 an privatisirte er in Berlin, wo er auch gestorben ist. Er hat sich auf den verschiedenartigsten Gebieten der Litteratur als Schriftsteller versucht. Vieles ist offenbar des Gelderwerbes halber geschrieben; in Allem aber ist der Mann von Geist und Gewandtheit erkennbar.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Aus Versehen ist hier ein unrichtiges Geburtsdatum (vielleicht das des Sohnes) eingesetzt.

<sup>2)</sup> Ein Verzeichnis der Schriften Witte's, das nachfolgt, füllt 1½ Seite.

## II.

Aus dem „Bericht an Sr. Königl. Majestät von Preussen über das Pestalozzische Institut in Burgdorf (jetzt in Buchsee)“.<sup>1)</sup>

Von Karl Witte, Prediger in Lochau bei Halle.  
Leipzig, in der Dykschen Buchhandlung 1805. (62 S. 8<sup>o</sup>).

*Bericht an das Königl. Konsistorium in Magdeburg.*

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster, Allergnädigster König und Herr!

Als E. K. M. mir im verwichenen Frühjahr die allergnädigste Erlaubnis zu einer Gesundheitsreise in die Schweiz gaben, verbanden Sie zugleich den Befehl damit, auf das Pestalozzische Institut in Burgdorf (jetzt in Buchsee) meine Aufmerksamkeit zu richten.<sup>2)</sup> Ich habe diesen allergnädigsten Auftrag befolgt und halte mich jetzt verpflichtet, Allerhöchstdenenselben einen der Sache möglichst angemessenen Bericht hierdurch alleruntertänigst abzustatten. Da ich aber die Schwierigkeit meiner Arbeit um so mehr fühle, weil ich von vielen bisherigen Referenten abzuweichen glaube, und nach dem Urteile hellsehender Männer wirklich abweiche, so sei es mir erlaubt, zu meiner Rechtfertigung einen Brief<sup>3)</sup> des Mannes vorzulegen, den E. K. M. so sehr mit Recht Ihrer hohen Aufmerksamkeit würdigen. Ich fühlte beim ersten Lesen desselben sogleich, wie wichtig mir dies Dokument bei Allerhöchstdenenselben sei, und bewirkte mir daher die Erlaubnis, ihn, nötigenfalls, öffentlich bekannt zu machen. Hier ist er:

Teurer, lieber Freund!

Lassen Sie mich es Ihnen, da Sie noch in unserer Nähe sind, noch einmal sagen, wie sehr mich die Unterrichtsart, die Sie für Ihr eignes Kind anwenden, interessirt, und wie sehr ich die mehreren Ihrer Unterrichtsmittel in ihrem Wesen mit den meinigen übereinstimmend finde. Lassen Sie mich mehr sagen: Es machte mich schon manchmal bang, dass die Rubrik der meinigen: Form, Zahl und Wort, eben wie die äussere Form meiner Elementarbücher, bei ihrem ersten Anblick so sehr von dem einfachen Gange der kunstlosen Natur und ihren besten Gewährleistern, den schlichten Formen des gemeinen Menschensinnes, abzuführen scheinen. Indessen ist dies ganz gewiss nur Schein; in der Ausübung steht unser hiesiges Tun allgemein und gewiss jedem Erziehungsmittel nahe, in welchem sich die Erfahrungen jedes strenger Beobachtung fähigen Vaters und das Herz einer wahrhaft liebenden Mutter rein aussprechen. Mag das aber immer in den toten Tabellen und in den gehäuften Zahlenreihen nicht also scheinen! — Es kann darin nicht also scheinen! — Aber wenn Krüsi am Faden dieser Formen dem Geiste des Kindes ganz Kind wird, und das Kind sich in jedem Worte Krüsis ganz selbst findet, und um der Form seiner Lehrart willen sich so ganz

<sup>1)</sup> Die Stellen, an welche Pestalozzi seine Bemerkungen anknüpft, sind mit *a)*, *b)*, *c)* u. s. w. bezeichnet.

<sup>2)</sup> Ein eigentlicher Befehl ist nicht nachweisbar; vgl. Gebhard „Einführung der Pestalozzischen Methode in Preussen,“ p. 13. *Hz.*

<sup>3)</sup> Ich erhielt ihn in Bern, wo ich mehrere Tage verweilte.

selbst finden muss, als es sich im einfachsten Worte seiner Mutter — dessen Sinn ihm eine tausendfache Erfahrung klar gemacht hat — selbst finden muss: dann ist unser wirkliches Tun denn auch gewiss etwas ganz anderes, als was der trügende Anschein aus ihm macht. — Das, Freund! sahen Sie, wie es noch wenige sahen — und sahen es darum, weil Sie wesentlich in eben dem Geiste arbeiteten. Sie wussten es nicht; aber es liegt dem Wesen Ihres Tuns eben dieses gereifte Naturgefühl zum Grunde, aus dem sich nach tausenderlei Suchen endlich meine Lehrformen entspannen.

Freund! Ihr Tun ist mir sehr wichtig. Wir bedürfen in diesem Zeitpunkte mehr als je, dass das Werk der Erziehung durch gereifte Erfahrungen geprüft werde, und es sind bestimmt solche Erfahrungen, welche die Ansicht, die über meine Methode statfinden, allmählich berichtigen werden. Unter diesen Umständen fühlen Sie, Freund! wie wichtig es mir sein muss, dass Sie im Kreise Ihrer Erziehungserfahrungen fortfahren, und womöglich, denselben ausdehnen. Freund! Sie sind unabhängig von meinen Wünschen schon für die Betretung dieser Laufbahn aufgefordert; <sup>1)</sup> erlauben Sie es mir also, dass ich hierin meine Wünsche mit den Wünschen Ihrer näheren Freunde vereinige und Sie dringend bitte, Gelegenheiten, die sich Ihnen hiefür an die Hand geben möchten, nicht von sich zu weisen. <sup>2)</sup> Männer, die mit Ihrem Scharfblicke, was vor ihre Sinnen kommt, festhalten, und im Stande sind, mit Ihrer Kraft allem dem konsequent zu handeln, was sie sich dadurch sowohl mit dem Wesen der menschlichen Natur, als mit den Umständen der menschlichen Lagen übereinstimmend abstrahirt haben: solche Menschen können jetzo vieles leisten. Ich zähle Sie mit Überzeugung unter dieselben und freue mich auf jeden Fall zum voraus, von Ihnen den Fortgang Ihrer Erfahrungen mit der Offenheit und Bestimmtheit zu vernehmen, mit der Sie in den angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen durchlebte, sich mit mir über diesen Gegenstand unterhielten.

Reisen Sie glücklich, Freund! über unsere Berge, und sein Sie der Fortdauer meiner herzlichen Zuneigung auf immer versichert!

Ihr Sie liebender Freund

*Pestalozzi.*

Hierauf gestützt wage ich es nun, meine Meinung vorzutragen.

Der Hauptpunkt, worin ich von (soviel ich weiss) allen meinen Vorgängern abweiche, ist, dass sie sämtlich glauben, Pestalozzi stehe als Direktor eines Instituts, das ein mehr oder weniger gelehrtes Ansehen hat und wissenschaftlichen Unterricht erteilt, auf dem Flecke, auf welchem er stehen wolle und seiner ursprünglichen Absicht gemäss stehen müsse; dass sie also eben deshalb alles, was sie in Burgdorf fanden, nach diesem Masstabe vorteilhaft oder unvorteilhaft beurteilen. Nach meinen Ideen (die mir Pestalozzi ausdrücklich als richtig zugestanden hat) verhält sich die Sache ganz anders.

<sup>1)</sup> Es geschah vor drei sehr geachteten theoretischen und praktischen Erziehern.

<sup>2)</sup> Insofern sich 3—4 Zöglinge von 5—7 Jahren fänden, bin ich nicht abgeneigt, ihnen zugleich mit meinem Kinde eine möglichst gute Familienerziehung zu geben; denn meine Gattin bietet mir mit dem besten Willen und mit einer seltenen Fähigkeit dazu die Hand.

Der edle Mann lernte das physische, intellektuelle und moralische Elend des Volks und besonders der niedrigsten Klassen desselben so genau kennen, wie wenig Menschen vor ihm, und nahm sich vor, demselben abzuhelfen. Er selbst war blutarm wie das Volk; seine Verbindungen mit den Vornehmern — zu welchen er eigentlich gehörte — waren zerrissen; in seiner Hand stand also nur ein Mittel zu jenem Zwecke, ein freilich langsam, aber desto tiefer wirkendes Mittel: der Unterricht und soweit es möglich war, die Erziehung der niedrigsten Klasse des Volks. Hierbei standen ihm aber keine Fonds, keine Gehülfen, keine Bücher, keine Bilder etc. zu Gebote. Er wandte daher alle seine Kraft darauf, Unterrichtsformen zu erfinden, durch welche jeder noch so unwissende Schullehrer, durch welche jeder Vater, jede Mutter selbst ihre Kinder zu dem Grade von Kenntnissen bringen könnten, den diese in ihrer künftigen Lage nötig hätten, um sittlich gut, bequem und glücklich zu leben. Seine Absicht war also gar nicht, ein Institut anzulegen, das einer gelehrten Schulanstalt oder doch wenigstens einer Vorbereitung dazu ähnlich sehe, sondern sich wie Christus, der Unterdrückten und Verlassenen im Volke anzunehmen, ihren Geist zu pflegen und zu warten und ihren Willen gehörig zu leiten, mit einem Worte: sie im besten Sinne des Worts aufzuklären, oder ihnen gesunde Vernunft, Herzensgüte, Gradheit des Sinnes und Festigkeit des Willens sowie die nötigen Fertigkeiten der Hand anzuerziehen.

Doch, es sei mir erlaubt, zuvor einige Punkte aus Pestalozzis Lebensgeschichte anzuführen; vielleicht fällt durch das, was er eigentlich wollte, ja ich möchte sagen: bei seinem vortrefflichen Herzen wollen musste, klärer als sonst ins Auge, wenn es gleich anfangs scheinen mag, als ob ich von der Hauptmaterie abschweifte.

Pestalozzis Vater war ein Patrizier<sup>1)</sup> in Zürich und zwar aus einer sehr angesehenen Familie, die noch jetzt die ersten Ämter im Staate bekleidet.(a) Seine Mutter war vom Lande.<sup>2)</sup> Ihre Familie gehörte also zu den Beherrschten,(b) war aber eine von denen, die ihres Standes, Reichthums und Ansehens wegen jeden etwaigen Druck der herrschenden Stadt (Zürich) doppelt fühlte. Die Stadt fing gerade damals an, den Handel der Landleute einzuschränken, ja zu annulliren.(c) Pestalozzis nächste Verwandte (bei denen er mehrere Monate jedes Jahres zu verleben pflegte)(d) jammerten darüber als über eine schreiende Ungerechtigkeit. Mehrere Landleute wünschten das Bürgerrecht der Stadt. Sie boten viel Geld dafür, erlangten es aber nicht. „Es ist Härte, es ist Druck“, sprachen des Knaben Grosseltern und Vettern, und seine Mutter stimmte darin ein: seine Mutter, die er so zärtlich liebte, und die ihm, da der Vater minder verständig lebte und wirtschaftete, ja im frühen Alter des Kindes starb, alles war und sein musste.(e) — —

Damals schon keimte der Gedanke in seiner Seele: „Ich will euch, wenn ich erwachsen bin, zu eurem Rechte helfen, ihr Unterdrückten!“ Dieser erhabene

<sup>1)</sup> Er war Augenarzt.

<sup>2)</sup> Eine geborne Hotzen, Tante des Generals und des eben so bekannten Doktor Hotze in Richtersweil.

Gedanke wuchs in ihm auf und wurde durch tausend Vorfälle von der angeführten Art genährt und befestigt.

Seine Eltern waren, wie gesagt, arm, wollten es aber nicht gern scheinen; dies sowohl, als dass die Mutter vom Lande war, verursachte eine gewisse Entfernung von Gesellschaften und für den Knaben einen fast alleinigen Umgang mit seiner Mutter. Zwar erhielt er dadurch eine hohe Einfachheit, zugleich aber auch etwas Linkes und Ängstliches, das ihm stets anklebte und ihn oft, sehr oft, besonders aber in seiner ersten Jugend zum Gegenstand des Spottes seiner Gespielen machte.

Natürlich trieb ihn das Gefühl hievon aufs neue zurück in die Einsamkeit, und er wusste es späterhin den alten Sprachen, sowie den Wissenschaften herzlichen Dank, dass sie ihm das Alleinsein so angenehm versüssten und ihn, der mit der wirklichen Welt so wenig bekannt war, in eine Ideenwelt zauberten, die mit seinem reinen Innern so schön harmonirte. Seine Lehrer waren Breitinger, Tobler etc., lauter Männer, deren einziges Bemühen dahin ging, reinen Republikanismus (wie er selbst in Griechenland und Rom nicht zu Hause war, wohl aber in den Schriften dieser Völker präkonisirt wird), den jungen Seelen einzuhauchen,<sup>1)</sup> und sie erreichten ihren Zweck vollkommen. Eine Szene mit einem unwürdigen Unterlehrer, wobei der junge Pestalozzi zum Erstaunen der ganzen Klasse ehrenvoll siegte, scheint von einer höhern Hand dazu bestimmt zu sein, ihn durch ein fortdauernd ähnliches Betragen dieser Art ganz von der alltäglichen Bahn des „Geschehenlassens und Schweigens“ abzulenken. Im Gefühle seiner Kraft und seines Sieges suchte er nun alles Unrichtige zu verbessern und war mehr als einmal darin glücklich, so dass er zuletzt die heimlichen Greuel einer öffentlichen Erziehungsanstalt den Vorstehern derselben in einem anonymen Briefe anzeigte. Da er nicht schlau genug darin verfahren war, vielleicht auch nicht verfahren wollte, so wurde erraten und befragt. Natürlich bekannte er sogleich, bat um genaue Untersuchung der Anstalt, und — siehe da, es fand sich alles gerade so, wie er gemeldet hatte.

Man war nun nicht sowohl böse auf ihn (denn man hielt ihn für einen gutherzigen Toren, der es nicht schlimm gemeint habe), als vielmehr höchst verdriesslich, dass die bisher heimlichen Greuel durch diesen Toren jetzt öffentlich bekannt geworden seien, und verlangte deshalb schlechthin, den Knaben der Anstalt von ihm zu wissen, der ihm alle jene Nachrichten mitgeteilt hätte, um — wie man sagte — diesen Buben, der sich der öffentlichen Wohltaten dadurch so unwert gemacht habe, dafür zu züchtigen und — fortzujagen. Nach Pestalozzis Ideen von Freundschaft und Rechtlichkeit war ein solcher Verrat unmöglich. Er weigerte sich also standhaft, den Knaben zu nennen, und nun sollte er exemplarisch bestraft werden. Er floh daher zu seinem

<sup>1)</sup> Schon in den gewöhnlichen Republiken ist dies Verfahren gewagt; denn es führt den denkenden Jüngling zum Verbessern wollen, wodurch er sich aber meistens Hass, Verachtung und Verfolgung zuzieht. In Monarchien ist das gleiche Verfahren noch gewagter, wenn man anders nicht darauf rechnet, dass das Lesen der Klassiker in regula nicht von bedeutenden Folgen sein könne.



Grossvater aufs Land, und entging durch dessen Ausführung seiner eigenen Anschläge aller Rache seiner vornehmen und mächtigen Verfolger. — Wie sehr musste ihn ein Vorfall derart aufs neue darin bestärken, dass das Recht von der Erde entflohen sei, und dass er es also suchen und dem Unterdrückten helfen müsse, was es auch kosten möge.

„Diese gehäuften Ungerechtigkeiten und Härten, sagte er zu mir, standen noch lange, sehr lange noch lebendig vor meiner Seele und machten, dass ich immer eher Druck als Edelmuth von den Vornehmern erwartete. Wohltätig war es indes für mein Herz, doch einen rechtlicheren Mann unter den Vorstehern zu finden, der sich heimlich, aber auch nur heimlich, meiner annahm.“

Nicht lange darauf beging man von seiten der Zürcher Regierung einige sehr auffallende Missgriffe; Pestalozzi wollte sie ahnen. Einer seiner Freunde kam ihm zuvor und — sollte gefangen gesetzt werden. Pestalozzi erfuhr es, warnte ihn, wurde aber verraten — und verhasst.

Nichtsdestoweniger nahmen seine Bemühungen, dem Staate nützlich zu werden, immer mehr und mehr zu. Als Bürger von Zürich, sagt er sehr richtig, hatte ich nicht bloss das Recht, nein! ich hatte sogar die Pflicht, zum Besten des Staates alles zu sagen und zu tun, was ich zu seinem Wohl für erspriesslich hielt. Seiner Kenntnisse und seines biedern Charakters wegen hatte er viele Freunde. Er verband sich daher mit dem hellsehendsten unter ihnen, einem jungen Rechtsgelehrten, um allen Unordnungen nach Möglichkeit abzuhelfen und allem Unrecht zu steuern. Eine höchst unglückliche physische Veranlassung gab Pestalozzis Einbildungskraft weitaus das Übergewicht über seinen Verstand;<sup>1)</sup> desto kälter und ruhiger aber urtheilte sein Freund, und so konnte es nicht fehlen, ihre Plane glückten gewöhnlich. —

Vorzüglich arbeiteten sie der abscheulichen Gewohnheit entgegen, dass das Volk allemal vor den jährlichen Wahlen gedankenlos hintrat und schwur, den Besten zu wählen, und dennoch gewöhnlich nach Konvenienz, meistens also den Schlechteren wählte. Dies war so zur Sitte geworden, dass man seine Rüge gar nicht begreifen konnte oder wollte, und als bittere Beleidigung ansah, was doch höchst natürlich, ja notwendig war.

Ach, aber die Hand, die über Pestalozzi waltete, wollte seinen Wirkungskreis nicht bloss auf sein kleines Vaterland beschränken. Er sollte Helfer der Armen in vielen Ländern werden und deshalb zuerst selbst fühlen lernen, wie höchst unglücklich der Arme, physisch sowohl als moralisch, sei, und wie sehr er theils von den Umständen, theils von Menschen gedrückt werde. — Sein Freund wurde ihm entrissen. In ihm starb, sagte Pestalozzi, einer der vortrefflichsten Menschen, und sein Tod machte mir die Politik verhasst, weil ich alle Augenblicke fühlte, dass er zum Gelingen meiner Plane mir fehle.

Pestalozzi beschloss nun, die Ökonomie zu studiren, um durch Vereinfachung und Verbesserung derselben<sup>2)</sup> dem Volke nützlich zu werden. Er ging des-

<sup>1)</sup> Vielleicht wäre er ohne diesen Unfall der erste Mann seines Jahrhunderts geworden.

<sup>2)</sup> Ich weiss gar wohl, dass man dies unrichtig dargestellt und Pestalozzi dadurch zu verunglimpfen gesucht hat.

halb zu Cifäli, einem Berner Landwirt, der damals für den grössten Ökonomen der Schweiz galt. Vielleicht war er es auch; aber er idealisirte dabei so sehr, trieb alles so ins Grosse und lebte zugleich auf einem so vornehmen Fusse, dass er ohne ausserordentliche Glückszufälle als ein armer Mann würde gestorben sein. Pestalozzis Aufenthalt daselbst und sein Fleiss gaben ihm indes ein so grosses Ansehen, dass das erste Banquierhaus in Zürich, das Haus Schulthess, sich mit ihm, dem blutarmen jungen Manne, verband, und grosse Summen herschoss, um dafür Güter zu kaufen und zu bewirtschaften.

Schon beim Ankauf der Güter wurde er von einem Unterhändler übervorteilt. Er bemerkte es zwar, glaubte aber, den Unterhändler nicht missen zu können, hielt sich auch überzeugt, nichtsdestoweniger seinen Zweck zu erreichen und liess es daher geschehen. Bei der Bewirtschaftung selbst war natürlicherweise eine grosse Aufmerksamkeit auf das Einzelne, selbst auf Kleinigkeiten notwendig, und diese war nie Pestalozzis Sache. Einer seiner Feinde — denn welcher gerade Mann hat die nicht! — meldete dem Schulthessischen Hause alles, übertrieb vielleicht noch, und dies Haus zog seine Summen zurück, so dass Pestalozzi mit einem Male in der tiefsten Armut allein dastand, ja sogar tief in Schulden steckte, weil er von seinem Vermögen ein kleines Bauerngut<sup>1)</sup> für sich selbst angekauft hatte und dem Schulthessischen Hause alle vorgestreckte Summen ersetzen wollte und musste. Jedermann erwartete nun, er werde sein Gütchen verkaufen; jedermann riet ihm sogar dazu, um schuldenfrei zu werden; aber es war, als dürfe er es nicht tun. Sei es Scham, oder das Gefühl, dann gar nichts zu haben, oder die Überzeugung, dass der Preis der Güter mit der Zeit um mehr als das Doppelte steigen werde: genug, er verkaufte nicht und erduldet lieber alles, alles — bis zum wirklichen Hunger, ja bis zu der damit zusammenhängenden Verachtung und Verspottung der Menschen, und lebte nun als armer Bauer mitten unter den Landleuten.<sup>(f)</sup>

Zwanzig Jahre brachte er in diesem traurigen Zustande zu und lernte das Elend der gemeinsten Volksklasse bis in seinen Wurzeln kennen, weil er selbst es tief duldet. Alle Augenblicke bemerkte er, wo und wie die Vornehmeren in seiner Nähe helfen könnten, es aber nicht wollten. Er tat einige Male Vorschläge dazu, wurde es aber müde, da man ihn verachtete. Die Kunst, sie zu bestechen oder zu überlisten, kannte er nicht.

Er darbt also mit den Unglücklichen, fluchte ihren Drängern und schwur, den Bedrängten zu Hülfe zu kommen.<sup>2)</sup> — Wo es ihnen fehlte, wusste er wie wenig Menschen, denn er dachte fast nichts anders als: „die Armsten im Volk und ihr Elend“. Zugleich aber brachte ihn seine eigene grosse Not und seine Ohnmacht, für andre wirken zu können, der Verzweiflung nahe. Seine Aufsätze

<sup>1)</sup> Neuhof bei Birr, nicht weit von Lenzburg.

<sup>2)</sup> Ich übergehe hier absichtlich seine ersten Unterrichtsversuche in Neuhof und nachher in Stanz, ohngeachtet sie ihn zu der Überzeugung leiteten, dass er den Unterricht simplifiziren müsse. Sie würden mich jetzt zu weit führen, sollen aber in der Folge nicht vergessen werden.

der damaligen Zeit<sup>1)</sup> verraten die Riesenkraft eines Rasenden, und ein hell aufleuchtender Verstand zuckt wie ein fürchterlicher Blitz durch sie hin. Die Wahrheiten, die sie enthalten, sind schneidend: aber man fühlt, dass der, der sie schrieb, nur noch wenige Schritte tun darf, um zum Wahnsinn überzugehen.

Eines dieser Blätter (ein spöttelndes Gelegenheitsgedicht) kam einem braven Manne zu Gesichte, der es gut mit Pestalozzi meinte.<sup>(g)</sup> Er munterte ihn auf, für Iselins Ephemeriden zu schreiben, und Pestalozzi tat es, um etwas zu erwerben. Gerade so ein Aufsatz sollte auch Lienhard und Gertrud werden, vergrößerte sich aber unter den Händen des Verfassers und musste deshalb als Roman besonders verkauft werden.<sup>2)</sup>

Der Buchhändler, dem es angetragen wurde, wollte es einem jungen, unwissenden Manne zur Verbesserung übergeben; aber Pestalozzi nahm es tief gekränkt zurück und beschloss, lieber ferner zu darben, ehe er sein Werk verkrüppeln liesse. Durch Hülfe jenes Biedermannes wurde es anderweitig angebracht und unverändert abgedruckt.<sup>(h)</sup>

Jetzt erregte der verachtete, verspottete, zertretene Pestalozzi allgemeines Aufsehen. Man bewies ihm Achtung und Zuneigung; aber so vortrefflich man es auch fand, dass er die Quellen des Elends im Volke anzeigte, so wenig war man doch geneigt, sie zu verstopfen. Wehmütig sah er allenthalben umher, ob keiner ihm zu seinem grossen Vorhaben die Hand bieten wolle; da aber niemand Lust hatte, der Edle von Bonal zu werden, so befestigte sich in ihm der Gedanke immer mehr und mehr, die stille, einfache Gertrud zu sein, und wie Glülphi nach dem Muster ihrer Erziehungsart eine Dorfschule anzulegen, worin der gesunde Menschenverstand der Kinder aufgeregt, ihre zum Broterwerb nötigen Fertigkeiten ausgebildet und ihr Wille und ihre Sitten durch einen religiösen Sinn veredelt und gereinigt würden.

Er wiederholte sich nun die Fehler des Volks, um durch eine helle Ansicht desselben desto eher die Hilfsmittel dagegen aufzufinden.<sup>(i)</sup>

### III.

#### Pestalozzis Gegenbemerkungen.

(Vgl. Morf III, 141/142.<sup>3)</sup>)

##### 1. Blatt.

*a* (Seite 14 des Berichtes). Ich liebe das Wort „Patrizier“ nicht und überhaupt ist das Wort in Zürich weniger gebräuchlich als in Bern, und das aus so guten Gründen, dass wir nicht gern davon reden. Schreiben Sie: „Sein Vater war

<sup>1)</sup> Einige Stellen in den Nachforschungen und einige Aufsätze in dem weiterhin angeführten Blatte.

<sup>2)</sup> Aus grosser Armut hatte er fast den ganzen ersten Teil von diesem Meisterwerk seines Kopfes und seines Herzens auf alte Rechnungsblätter zwischen den Linien schreiben müssen.

<sup>3)</sup> Das Manuskript besteht aus zwei nicht zusammenhängenden Folioblättern; die Buchstaben a, b, c weisen auf unsern Abdruck des Berichts.

von gutem bürgerlichen Hause.“ Das Folgende durchgestrichen! Kein *Pestalozzi* hat je eine der ersten Stellen im Staate bekleidet. Mein Vater war Wundarzt.

*b* Anstatt zu den „Beherrschten“ zu den „Nicht-Regirungsfähigen“; denn beherrscht sind auch die Stadtbürger.

*c* Nicht den Handel annullirten die Zürcher, wohl aber die Freiheit der Landleute im Handel; einige von *Pestalozzis* nähern Verwandten litten unter dieser Verfügung sehr Unrecht.

*d* Ich war nicht oft bei meinen Verwandten ab dem Lande, wohl aber bei meinem Grossvater, Dekan *Pestalozzi* in Höngg, und bei diesem ist es, wo der Zustand des Landvolkes und sein Verhältnis gegen die Stadt den ersten Eindruck auf mich machte. „Meine Verwandten am See jammerten nicht besonders; im Gegenteil, viele von ihnen hatten viele freundschaftlichen Liaisons mit den Stadtbürgern und einen zu feinen Weltton, um hierüber sich einzulassen und zu äussern.“ Das sage ich Ihnen aber nicht, um es drucken zu lassen, sondern um Sie zu bewegen, das andere durchzustreichen.

*e* (Seite 15). Hie und da hörte ich klagen: „Das ist Härte, das ist Druck“, aber durchaus nicht von meinen Eltern und Verwandten.

## 2. Blatt.

*f*. In den Siebzigerjahren machte ich mitten in den höchst beschränkten ökonomischen Einrichtungen einen Versuch einer Armenerziehung, der die allgemeine Bildung zur Industrie und zum Feldbau im ausgedehnten Sinn des Wortes umfasste. Ich setzte eine unglaubliche Gewaltsamkeit an, um das Unternehmen zu erhalten, aber es war über meine Kräfte, und ich war nicht unterstützt. Man hatte keinen Sinn für das Bedürfnis und die Möglichkeit solcher Anstalten, und sah das Ganze als den Traum eines Menschen an, der das, was er gelüste, ohne alle Aufmerksamkeit auf das, wohin die Sache führe, anfasste. Ich nahm Kinder aus dem Bettel auf. Die Regierung gab der Sache nie ein Gewicht als Landessache. Arbeiten auf dem Felde, Spinnen, Vereinigung des Lernens mit den Arbeiten, rechnen, singen und auswendiglernen während dem Spinnen; aus dem Kopfe rechnen durch Vereinfachung der Reihenfolgen. Ein Schüler sprach vor, die anderen nach. Linien und Buchstaben zeichnen. Reden: über Gegenstände aus dem Kreis ihres Lebens gefragt: Was weisst du davon? du? Ich liess sie *Gellerts* Lieder in die gemeine Sprache auflösen; verweilte mehrere Tage am nämlichen Satze, bis er ihnen nicht nur in der Büchersprache, sondern auch in der Sprache des gemeinen Lebens geläufig war. Es lief alles zu, was arm war, klagte seine Not und versprach zu dienen. Aber viele unter ihnen waren schon verdorben, schlau und untreu. Gönner der Sache: *Pfeffel*,<sup>1)</sup> *Sarasin* in Basel,<sup>2)</sup> Landvogt *Tschanner*,<sup>3)</sup> Seckelmeister *Hirzel* von Baden,<sup>4)</sup> *Iselin*.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Der blinde Dichter und Erzieher Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar (1736—1809).

<sup>2)</sup> Jakob Sarasin († 1802). — <sup>3)</sup> Niklaus Emanuel v. Tschanner (1727—94).

<sup>4)</sup> Seckelmeister Hans Kaspar Hirzel (der jüngere) von Zürich (1746—1827), von 1778—81 Landvogt in Baden.

<sup>5)</sup> Isaak Iselin von Basel (1728—1782).

Gutmütigkeit, Rechenkraft, religiöser wollender Sinn, Kunstkraft fand ich überall in einem viel höhern Grad als ich glaubte.

Ganz kleine Kinder lernten sehr feines Garn in wenigen Monaten spinnen. Im Durchschnitt waren die Kinder gut, aber mit den Erwachsenen war ich meistens betrogen. Über die Art, wie *Pestalozzi* in der Maler-(Weber-?)stube lebte, ehe er eine Maler-(Weber-?)meisterin hatte, ist bei *Elisabeth Dolder* zu erfragen. *Dolder*<sup>1)</sup> vertraute ihm, da ihm niemand nichts anvertrauen wollte, 3000 fl. In Zürich regirte *Pestalozzi* ein ganzes Jahr die Notzische Seidenfabrik, bei Herrn *Notz* auf der Platte zu erfragen; ohne einiges Vermögen zu besitzen, bestand die Fabrik unter seinem Namen.

Während der Revolution konnte er sich immer am See aufhalten. *Herbert*<sup>2)</sup> gab ihm 100 Nthlr., woraus er alle seine diesfälligen Ausgaben bestritt. Auswanderung nach Liestal.<sup>3)</sup>

*g* (Seite 24). Das Gelegenheitsgedicht ist schon lange verloren.

*h* (Seite 25). Die Stelle mit dem Buchhändler ist unrichtig. Die Wahrheit ist: ich gab es einem meiner Freunde,<sup>4)</sup> der es sehr interessant fand, es aber wegen Mangel an Stil und schriftstellerischer Vollendung einem jungen Geistlichen zum Korrigiren übergab. Dieser veränderte ihre (seine?) Abschnitte in Erbauungsaufsätze ganz im gewohnten Predigerton. Das missfiel mir, und ich nahm mein Manuskript mit den Worten zurück: „Nein, das mag ich jetzt denn doch auch nicht.“ Ich erinnere mich mein Lebtag des Eindrucks, den diese Korrektur auf mich machte, und der wehmütigen Worte, die es mir auspresste.

*i* (Seite 26). „Er wiederholte“ — das hatte ich nicht nötig, sie standen beständig lebendig vor mir. — Die ökonomische Gesellschaft von Bern gab mir für den ersten Teil von Lienhard und Gertrud auf den Antrag von Rats Herrn *Fellenberg*<sup>5)</sup> ihre grosse goldene Medaille.

<sup>1)</sup> Johann Rudolf Dolder (1753—1807) in Wildegg, der nachmalige bekannte Staatsmann der Helvetik.

<sup>2)</sup> Offenbar verschriebener Name. Aber wie sollte er lauten? (Heidegger? Herr Ott?)

<sup>3)</sup> Will wohl sagen, P. sei, statt vom See in den bernischen Neuhof zurückzukehren, in der letzten Zeit vor Berns Fall nach dem bereits insurgirten Liestal ausgewandert. Alle meine Bemühungen, näheres über einen Aufenthalt Pestalozzis in Liestal zu erfahren, sind bis jetzt erfolglos geblieben.

<sup>4)</sup> Diakon Pfenninger, Lavaters und Pestalozzis gemeinschaftlicher Freund.

<sup>5)</sup> Daniel Fellenberg, der Vater des Stifters von Hofwyl († 1801).

## Nachtrag

zu den

**Pestalozzifeiern in der Schweiz 1896 (11/12 Januar).**

(Pestalozziblätter 1897 I.)

*Kanton Zürich*: Institut Konkordia, Zürich V (Rede von Direktor Dr. Bertsch).

*Kanton Aargau*: Seminar Wettingen (Rede von Seminardirektor J. Keller).

